

14. Mittwoch, am 17. Februar 1836.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

## L i t e r a t u r.

**U**eber die moderne Literatur. In Briefen an eine Dame von Gotthart Oswald Maßbach. Erste Sendung. Einleitung. Menzel. Leipzig, Hinrichs. 1836, 8. 132 S.

Zweck und Haltung dieser anziehenden Schrift wird sich am besten durch die ersten Zeilen des Vorworts aussprechen, wo der Verf. sagt:

„Diese Blätter mögen empfangen und beurtheilt werden als das, wofür sie sich ausgeben: Worte, hingeworfen in einen heißen Streit, welcher die Lebendigkeit geistiger Interessen bekundet. Nicht das undankbare Amt eines Vermittlers will ich spielen. Ich will die Flamme schüren, welche brennt, damit sich das edle Metall von den Schmelzen sondere. Ich will, so weit ich kann, die Schwächen aller Parteien aufdecken, damit sie um so nachdrücklicher einander angreifen. Ich verrichte ein heiliges Amt, indem ich die Flamme nähre, welche die Geister reinigt; die glühende Asche aufrege, aus welcher der Phönix einer großen Zukunft sich erheben wird. Es sollen nicht die einzelnen Werke moderner Schriftsteller kritisch besprochen werden, sondern die Tendenzen derselben sollen als unmittelbare Ausdrücke des Weltwillens gewürdigt, als Einseitigkeiten in ihrer Durchführung verworfen werden. Eine umfassende Weltanschauung liegt diesen Briefen zu Grunde und wird sich durch sie hin ausbreiten. Wem sie genügt, der möge sie auffassen.“

Der Verf. sendet nun in den ersten Bogen eine Einleitung voraus, in welcher er die Ordnung und Form dieser Briefe näher entwickelt und dann auf eine eben so geistreiche als faßliche Art „vor den Augen seiner Freundin in weiten Umrissen eine Weltanschauung nach ihren beiden Richtungen in Raum und Zeit ausbreitet, von welcher er glaubt, daß sie der Mittelpunkt sey, auf den die mancherlei Kreuz- und Irrwege, welche die moderne Literatur eingeschlagen, hinführen, ohne daß die darauf Wandenden, wenigstens zum Theil, selbst es ahnen.“ Der Verfasser will jeder Sendung seiner Briefe den Namen eines modernen Schriftstellers versehen, aber dadurch lei-

nesweges die Heroen der Literatur bezeichnen wollen. So setze er vor diese den Namen Menzel's, um eine Epoche unserer Literaturgeschichte dadurch zu charakterisiren. Ein Repräsentant seiner Zeit sey nur der Philister, und darum könne er W. Menzel keine größere Ehre anthun, als indem er ihn einen Philister nenne, und ihn eben deswegen als Repräsentanten derjenigen Zeit betrachte, über welcher eine neue Gegenwart sich erheben wird. In dieser Beziehung und als einen achtungswerthen, fertigen Mann mit einem ausgebildeten Charakter und eisernen Grundsätzen stellt er ihn denjenigen gegenüber, welche sich zunächst als Diener einer neuen Zeit zeigen. Und nun folgt eine Schilderung des jungen Deutschlands in seinen hauptsächlichsten Repräsentanten, die eben so kräftig als treffend ist. Aber im sechsten Briefe werden auch in gleicher Maße Menzel's Licht- und Schattenseiten besprochen, und da heißt es nun freilich, nachdem Menzel ein Mann aller Ehren, aller Achtung und alles Dankes werth genannt worden, „daß sein ganzes Verdienst im Negiren bestehe, daß ihm vor allem der Staat zuwider sey, daß er von Niemand, weder vor noch nach ihm, gelernt habe, d. h. daß er überhaupt nichts gelernt, aber doch Alles recensirt habe,“ u. s. w. Der siebente Brief wirft darauf Blicke in Menzel's Geist der Geschichte und zeigt klar und deutlich „die unmoralische Tendenz wie die traurigen Resultate dieses Werkes.“ Aus solchen Belegen nun charakterisirt er das Menzel'sche Wesen „als den Eigendünkel, welcher die Strenge des Gedankens entbehren zu können glaubt, den Egoismus, welchem nichts groß und heilig ist, die selbstgefällige Eitelkeit, welche über Alles urtheilt, was sie nicht versteht, und dieß ist eben Alles, und die Bornirtheit (Beschränktheit?) welche das Entgegenstrebendste neben einander stellt, ohne auch nur zu fühlen, daß es nicht zur Einigung komme.“

Von diesen scharfen, noch vielfach weiter fortgesetzten und mit guten Gründen unterstützten Beschuldigungen gegen Menzel abweichend, stellt der Verfasser im achten Briefe eine sehr anziehende und folgenreiche Analyse der beiden, leider so oft gemißbrauchten Worte Geist und Natur auf, als die beiden Angelpunkte wie des Daseyns jedes einzelnen Menschen, so der Welt und der Geschichte,

und eben diese letztere führt ihn auf das Erscheinen des Christenthums als Stern in der Nacht, welcher die Finsterniß überwand. Hier spricht der Verf. mit inniger Wärme, mit hoher Glaubensfreudigkeit, aber auch mit der klaren Ansicht des Denkers; und in kurzen Sätzen liegt eine Folgereihe von Gedanken vor uns ausgebreitet, die von dem tiefsten Gefühle des Herzens bis zu den erhabensten Lichtpunkten des Geistes führt, und zu deren Betrachtung wir jeden Leser und besonders jede Leserin einladen, welcher wahres Christenthum in tiefster Seele wohnt.

Der neunte Brief geht zu Göthe über, welcher die Natur und sich selbst mit unsterblichem Auge angeschaut und den Geist in ihr erkannt, so durch und durch vom Geiste verklärt sie in seinen ewigen Poesieen dargestellt habe. Daher aber auch der Haß so Vieler gegen Göthe, und zwar scheinbar von den heterogensten Seiten her. Alle Kunst habe keine weitere und höhere Aufgabe, als Darstellung vom Geiste verklärter Natur. Hier nun also der Unterschied zwischen sogenannter klassischer und romantischer Poesie, welche letztere ihren Höhenpunkt in Schiller erreicht hat. Die moderne Poesie aber unterscheidet sich von der ersteren durch die Besonnenheit, von der letzteren aber dadurch, daß sie die Natur selbst als höchste Wirklichkeit begreift, daher sie wohl lieber die künstlerische Poesie genannt werden sollte. Hier von Humor und von dem modernen Natursängerthum, das sich namentlich als schwäbische Schule aufgethan habe, und deren Mangel der sey, daß die ihr angehörigen Dichter ihre eigene, mehr oder weniger verdorbene — nicht im moralischen Sinne — Natürlichkeit an die Stelle wahrer Natur gesetzt haben. Alle Genialität besteht aber in der Einheit von Geist und Natur, so daß nicht das Eine in dem Andern ein widerstrebendes Element hat. Das Höchste und wahrhaft Göttliche wird immer bleiben, wenn die irdische Natur so von der ewigen verklärt und diese so in jener zur äußern vollendeten Gestalt gekommen ist, daß wir in den Werken des Dichters nur den aus dem Kampfe sich herausstellenden Sieg erblicken, also daß die Individualität des Dichters nicht selbst in diesen Kampf tritt, sondern in seliger Ruhe und Heiterkeit über demselben schwebt. Einen solchen Dichter besitzen wir in Göthe. Menzel aber hat zu seiner eigenen, höchsten Schmach den Namen Göthe gelästert. Wo nur etwas auftaucht, das sich an Göthe anschließt, glaubt er sich berufen, es zu begeistern. Selbst Uhland wird von ihm getadelt, weil er die Größe Göthe's mit unsterblichen Worten feiert.

Wir haben bisher die eigenen Worte des Verf. ange-

führt, verweisen aber wegen der Drohungen, die weiter darauf folgen, auf das Werk selbst.

Im letzten Briefe beschäftigt sich der Verf. nun noch mit der Ausdeutung dessen, was Göthe in seinem Faust habe darstellen wollen, und wie so ganz und gar Menzel dieß verkannt und auch hier nur ein Negatives, nur eine Parodie gefunden habe. Wenn aber dieser Culminationspunkt der vorliegenden kleinen Schrift, der wir nur recht bald eine eben so durchdachte, kräftige und von unbefangener Gründlichkeit zeugende Fortsetzung anwünschen, einer Bestätigung bedürfte, so würde er ihn in folgendem, gleichzeitig mit ihm erschienenen Werke eines in so vielfacher Hinsicht hochstehenden Kenners der Natur und Kunst finden, welches den Titel führt:

Briefe über Göthe's Faust von G. G. Carus.  
Erstes Heft. — Leipzig, G. Fleischer, 1835. VI. und 88 S. 8.

Hier beginnt in einer Reihe von Briefen, wovon jetzt die ersten drei mitgetheilt werden, ein Durchdringen dieser unsterblichen Dichtung, wie es nur einem verwandten Geiste möglich war, der mit „innerer Pietät“ sich dem Studio dieses Werkes hingab. Dieß zeigen schon die Eingänge dieser Briefe, wo der Verf. allemal die Gemüthsstimmung schildert, in welcher er sich befand, als er sich zum Schreiben anschickte, und selbst im Ausmalen der Umgebungen uns eine Bürgschaft für die trauliche Beschaulichkeit gibt, der er sich dabei überließ.

Es sucht aber der erste Brief zuerst das Verhältniß des Dichters zu seinem Werke vor allen Dingen klar zu machen, und deshalb geht er gleich von Göthe's Natursinn und dessen wissenschaftlicher Bethätigung, als der unmittelbaren Folge einer unverkennbaren Tendenz unserer Zeit aus. „Wem aber ein solcher Begriff aufgegangen war von dem Wesen organischer Entwicklung überhaupt, — fährt der Verf. fort — der hatte auch unfehlbar die deutliche Erkenntniß von der unendlichen Vielgestaltigkeit aller Entwicklung, der erkannte, auf wie viel verschiedenen Wegen und Umwegen die innere geistige menschliche Entwicklung vollendet wird, und er fühlte, wie so wunderbarer Weise der Mensch, als ächter Mikrokosmos, alle die unendlich mannichfaltigen Verwandlungen der ihn umgebenden Natur, in ihrem bald langsamen, bald raschen, bald gewaltsamen, bald ruhigen, bald vielfach retardirten, bald ununterbrochen fortschreitenden Gange, in geistiger Maße in sich zu wiederholen die Freiheit hat.“

Von da geht der Verf. zu der merkwürdigen geistigen Verwandtschaft zwischen Dante und Göthe über, nur daß in dem Werke des Erstern an dem ruhig Schauenden

alle die schmerzlichsten und alle die seligsten Zustände der Seele vorübergehen, während im Letztern der stetig Bewegte durch alle Qual und Lust des Lebens selbst rastlos hindurchgehen muß. „Der Erstere concentrirte in einem Kürzern, von der Hefigkeit äußerer Ereignisse verzehrten Leben die ganze Macht seiner Divinationsgabe auf ein einziges, immer mehr in reingeistige Regionen gesteigertes Werk, ein Werk, dessen Anfang seinem Volke immer zugänglicher gewesen ist als dessen Ende. — Der Andere, durch äußere Verhältnisse im höchsten Grade gefördert, spann den Faden jenes wunderbaren Gespinnstes, durch ein langes Leben hindurch; auch er führte es, wie er selbst in einen andern Lustkreis hinaufwuchs, in eine immer feinere, schärfere, von den Erdgebornen schwerer zu athmende Lust, in eine Lust, welche vielleicht weniger nahrhaft für die materiellen Bedürfnisse der Menschheit, aber belebender für das geistige Princip unseres Daseyns erscheint.“ Aus diesem Grunde sey auch von Faust das Ende bei weitem weniger zugänglich als der Anfang, und doch wirke diese letzte Hälfte schon hier und da mächtig genug. Der Verf. führt nun einige neuerdings darüber erschienene Schriften und Ansichten kürzlich an und geht dann darauf über, daß man auch an diesem Werke mehr als billig personifizirt, ja z. B. Deyks in seinem Buche Faust und Göthe eigentlich für eine und dieselbe Person gehalten habe. Dieß sey durchaus nicht der Fall, so wenig Göthe Werther, Tasso oder Wilhelm Meister, eben so wenig sey er auch Faust, „aber daß von allem diesen ein Element in ihm lag, daß die Idee einer besondern Menschheit-Entwicklung, wie sie im Faust lebt, ihn vor allen andern beschäftigt, daß sie nachhaltig sein Leben bis in's hohe Alter begleitet hat, daß er in diesem Werke und durch dessen Schöpfung mannichfaltigste Gemüthszustände und Geistesrichtungen geläutert oder in sich bezwungen hat, wer, dem der innere organische Bau dieses Werkes klar geworden ist, könnte hiervon nicht die lebendigste Anerkennung haben?“

Der zweite Brief verbreitet sich über die Grundfrage des Werkes selbst und als solche betrachtet er diese: „ist es menschlicher und poetischer Wahrheit gemäß, daß Faust höherer Gottinnigkeit und Seligkeit zuzureisen noch fähig sey, nachdem er dem Bösen sich verbunden und, bis in höheres Alter vom Zuge innerer Leidenschaftlichkeit getrieben, unter manchem Tüchtigen auch das Unrechte, ja das unbedingt Verwerfliche auf sich geladen?“ — Hier mache sich im Innern des Verf. selbst die mannichfaltige Naturbetrachtung, welche den größten Theil seiner Lebenszeit redlich beschäftigt habe, ihrem ganzen Gewichte nach

geltend, und das Gesetz stelle sich ihm dar, daß, je mächtiger und vollendeter eine bedeutende Individualität hervortreten solle, um so vielfältigere Metamorphosen, um so eingreifendere Umstimmungen müsse sie erfahren. Eben so werde er auf ein zweites, durch die ganze Schöpfung herrschendes Gesetz gewiesen, nach welchem jeglicher Individualität eine besondere, eigenthümliche, von der andern verschiedene Idee zum Grunde liege, und jeglicher dieser unendlich mannichfaltigen Ideen eine besondere Art des sich in Raum und Zeit Darlebens, eine eigenthümliche Entwicklung von Ewigkeit her angewiesen sey. — Von diesem Standpunkte aus sey nun auch die eigenthümliche Entwicklung des Faust, wie sie wohl ihrer inneren Idee nach in Göthe austauchte, zum Verständniß zu bringen. Dieß versucht nun im Folgenden der Verf. theils mit Bezugnahme auf die Individualitäten Wallensteins und Napoleons, theils indem er uns vor einen alten Kupferstich von Albrecht Dürer, Melancholia genannt, führt und dessen Bedeutsamkeit commentirt, worin sich offenbar die qualvolle Sehnsucht des alle Höhen und Tiefen erfassen wollenden Geistes spiegelt. Darauf kommt der Verf. zu der Hauptfrage: was einer menschlichen Seele, sey sie von dieser oder jener Individualität, jedenfalls ihre Annäherung zur höchsten Befeligung, zur Gottinnigkeit gewähren und wodurch sie dieser Befeligung verlustig gehen könne, und antwortet darauf: „Die Seele wird durch alle Metamorphosen und durch die wunderbarsten Ablenkungen hindurch zur höheren Befeligung gelangen, sobald sie nur Thatkraft, Elasticität und ein lebendiges, rastloses Streben sich erhält, um von nichts ihrer innerlich Unwürdigem sich dergestalt fesseln zu lassen, daß sie im Trägen, dabei verharrend und gleichsam darauf ruhend, ihre höhere Bedeutung vergift und dem Zuge jenes ihr eingeborenen Magnetes entsagt, welcher gegen ihren Urquell, durch alle Lebensstürme und Ablenkungen hindurch, sie fortwährend zu leiten, ja zu treiben bestimmt ist.“ — Alles dieses wird nun auf Göthes „Faust“ angewendet und alsdann als Resultat davon Folgendes aufgestellt: „Göthes Faust wäre ein gemeines, nie zu so hoher Bedeutung und vielfacher Betrachtung gekommenes Werk, hätte er nicht gerade die große Idee als Grundgedanken enthalten, die Menschenseele in ihrer inneren Göttlichkeit, wie sie mit bewußtlosem Zuge durch Tausende von Scheinwesen und Irrfale hindurch ihrer höchsten göttlicher Befriedigung entgegen strebt, oder entgegen gezogen wird, zu lebenvoller begeistigender Darstellung zu bringen, eine Aufgabe, die freilich so ungeheuer ist, daß ich weit davon entfernt bin, alles, was in und an dem Werke Erscheinung seiner Form genannt werde:

kann, unbedingt zu billigen und zu bewundern; es ist Außerordentliches geleistet, es ist ein Werk, welches, so lange Sinn für Poesie im Menschengeschlecht leben wird, nicht untergehen kann; aber wie die alten gewaltigen Dome unserer Vorfahren, Bauwerke, mit denen der Faust bis auf ihre phantastische Verzierung mit Naturwerken so viel Verwandtes hat, gewöhnlich nie ihre vollkommene Beendigung und räumliche Vollendung erfahren, so ist auch der Faust mehr beendet als vollendet; aber vor Allem fordere ich, daß Jemand, der den Faust überhaupt anerkennen will, seine Grundidee anerkenne, daß er das darin ausgesprochene genetische Princip alles echten Seelenlebens achte, und daß er deutlich empfinde, wie das Begeistigende, ewig Anregende, ich möchte sagen, Frühlingemäßige dieses Faust auf der lebenvollen Grundanschauung von dem zwar tief zu beugenden, aber an sich schlechtthin unverwüßlichen göttlichen Princip der Seele durch und durch gegründet sey.“

Der dritte Brief endlich behandelt nun die Frage nach der inneren Wahrhaftigkeit der Bedeutung, welche Göthe dem Einflusse eines höhern weiblichen Wesens auf Entwicklung, auf Reifung, ja auf Verklärung nicht nur des Faust, sondern des Menschen überhaupt zugesprochen? nicht mit minderem Scharfsinn und geistvoller Auffassung, aber fast noch mit innigerer Wärme und reinsten, tiefster Empfindung, so daß wir uns enthalten müssen, auszugeweise hier zu verfahren, wo Alles vom glühendsten Hauche des edelsten Gefühls durchdrungen ist und unter der kalten Bergliederung nothwendig von seinem wohlthuenden Eindrucke wesentlich verlieren müßte. Begnügen wir uns daher nur damit, das Endresultat dieser schwierigen Aufgabe hier mitzutheilen, nach welchem „all' dieß Vergänglichliche“ nur als „Gleichniß“ sich darstellt, um den Satz zu beweisen: „daß nur jene Liebe, welche eben in echter, vollkommener Weiblichkeit ihr höchstes Symbol findet, das alleinige Mittel sey, den Menschen zu allem Hohen und insbesondere zu lebendiger Erfassung der beseligenden Ideen der Schönheit, Güte und Wahrheit zu geleiten.“

Möge der geistvolle Commentator uns bald in nachfolgenden Briefen noch ferner das Verständniß dieses wunderbaren Werkes eröffnen, das ihm zugleich so treffliche Veranlassung gab, aus der Tiefe von Geist und Herz über die schwierigsten und anziehendsten Erscheinungen des Menschenlebens im Allgemeinen sich zu verbreiten.

Th. Heit.

Eugenie. Ein Genre-Bild nach Balzac von Fanny Tarnow. Zwei Theile. Leipzig, 1835, bei Th. C. Kollmann. 8. 1r Theil, 214 S. 2r Theil, 260 S.

Der Stoff dieses Genre-Bildes ist in der letzteren Zeit in Deutschland durch mehrfache Bearbeitungen des Bayard'schen Baudeville's: „La fille de l'avare,“ welches der Balzac'schen Erzählung nachgebildet ist, sehr bekannt geworden und hat überall Interesse erweckt und Beifall gefunden. Aber eben so wenig, wie die Zeichnung uns eine Idee von dem Farbenreichtume des Bildes geben kann, dem sie zur Grundlage dient, eben so wenig giebt uns das genannte Drama eine Idee von Balzac's trefflichem Charakterbilde, das er in obigem Werke dargestellt hat. Es dürfte schwerlich ein Schriftsteller leben, der sich in treuer Sittenschilderung und vollständiger Charakteristik mit Balzac messen könnte; die obige Erzählung ist ein neuer Beweis dafür, wie wenig äußere Mittel dieser Schriftsteller bedarf, um uns das interessanteste Lebensbild darzustellen und unsere ganze Aufmerksamkeit daran festzuhalten. So zeigt er uns in dem obigen Genre-Bilde das kleinstädtische Philisterleben in Frankreich mit einer Treue und Wahrheit, die uns Buch und Verfasser vergessen läßt und uns selbst hinein versetzt in die geschilderten Zustände. Und in dieses Kleinliche, spießbürgerliche Treiben nun setzt er das Laster des Geizes in seiner höchsten Potenz; dieses Laster schmiegt sich sanft und bedächtig in alle die kleinen Formen und Verhältnisse, und doch überragt es dieselben auch wieder und steht sündterlich erhaben da, wie ein gewappneter Riese. Aber neben der starren Bewunderung, welche der Verfasser seiner Hauptfigur erzwingt, weiß er auch mit sicherer Hand die zarteren Saiten des Herzens anzuschlagen und so den schroffen Eindruck zu mildern, den die erstere nothwendig machen muß, seine unschuldige, schlichte Eugenie muß Jeder lieb gewinnen, mit dem gefühlvollen Bildfange Charles Jeder das innigste Mitleiden fühlen und selbst der schlichten Hausfrau und der stumpfsinnigen Dienstmagd kann man Aufmerksamkeit nicht versagen. Kurz, Balzac ist ein Seelenmaler und weiß die Seele ganz zu fesseln, weil er ihr Verwandtes bietet. Diese Andeutungen genügen, um diejenigen auf das neueste Werk des trefflichen Verfs. aufmerksam zu machen, denen sein Name noch minder bekannt seyn sollte; wer ihn kennt, bei dem bedarf er keiner Empfehlung.

Die Uebersetzung ist sehr gelungen, und die Buchhandlung hat das Werk würdig ausgestattet.

R. Blum.